Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 39 (1945)
Heft: 9

Artikel: Die Hunnen überfallen das Kloster St. Gallen
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-925597

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der ungetreue Glockengießer

Das Kloster St. Gallen besaß eine ganze Reihe geschickter Handwerker und Künstler. So lebte dort ein Klosterbruder mit dem Namen Tango, der es meisterhaft verstand, Glocken zu gießen. Er war weit herum berühmt wegen seiner Kunst. Selbst der Kaiser hörte von diesem geschickten Meister. Er bestellte bei ihm eine Glocke, für welche er selbst einen Zentner Silber nach St. Gallen schickte. Es sollte eine stolze Glocke werden. Den habgierigen Tango aber reute das kostbare Silber. Er verbarg es schnell und nahm dafür Kupfer zum Glockenguß. Er dachte: «Das merkt doch niemand!» Bald war die bestellte Glocke fertiggegossen. Sie glänzte prächtig und war mit viel Zieraten geschmückt. Der Ton war schön. Alles schien tadellos zu sein. Die Glocke wurde versuchsweise in die Höhe gezogen, damit Tango sie von innen anschauen konnte. Auch inwendig war alles gut gelungen. Aber da geschah das schwere Unglück: Auf einmal, eben als Tango unter der Glocke stand, hörte man ein Knacken. Die Glocke stürzte herunter und brach dem Glockengießer das Genick. Er war sofort tot. Der Abt im Kloster sagte: «Das Unrecht schlägt den eignen Herrn.» H. B.

Die Hunnen überfallen das Kloster St. Gallen

Das Jahr 926 brachte großes Leid über unser Land. Von Ungarn aus waren die Hunnen nach Westeuropa vorgedrungen. Ihr Heer hatte sich in viele Schwärme aufgelöst, die raubend und sengend (brennend) die Siedelungen überfielen. Wie der Sturm brausten sie auf ihren kleinen struppigen Rossen durch unsere Talschaften. Sie verwüsteten alles. Mann und Weib erwürgten sie. Klöster und Kirchen, Dörfer und Höfe gingen in Flammen auf. Der rote Feuerschein der brennenden Häuser zeigte weithin, wo sie sich aufhielten. Wer konnte, rettete sich auf die Berge und in die Wälder.

Die «leibhaftigen Teufel» überfielen auch das Kloster St. Gallen. Einer der Mönche schrieb einen Bericht darüber. Hier einiges aus seiner Schilderung: Mehrere Brüder glaubten nicht an die Gefahr. Sie meinten, die Hunnen würden den Weg ins enge, bewaldete Steinachtal nicht finden. Der Abt aber war vorsichtig. Er befahl, die Waffen bereit zu machen und die Flucht vorzubereiten.

Aus dem friedlichen Kloster wurde nun ein Kriegslager. Die Brüder holten die Waffen aus der Rüstkammer. Einige schliffen die Schwerter am großen Schleifstein im Hof. Andere schmiedeten Pfeilspitzen. Und noch andere verfertigten aus Brettern und Rindsleder Schilde und Brustpanzer.

Gleichzeitig ließ der Abt im nahen Bergwald einen verborgenen Platz ausfindig machen. Der wurde mit Pfählen und Baumstämmen fest umschanzt. Eilig brachten die Brüder Vorräte hin. Sie bauten auch eine Notkapelle, in der sie die Kreuze und den Klosterschatz verbargen. Die kostbaren Bücher dagegen hatte der Abt rechtzeitig ins Kloster Reichenau (Insel im Bodensee, unterhalb Konstanz) in Sicherheit gebracht.

Der Abt hatte auch Späher ausgeschickt. Die strichen auf geheimen Wegen bis zum Bodensee hinunter. Sie sollten melden, wenn die Hunnen sich näherten. Kaum war im Kloster alles zum Auszug bereit, als die Späher zurückkehrten und riefen: «Sie kommen! Sie kommen!» Nun flüchteten sich die Brüder in die Waldburg.

Nur einer ging nicht mit, ein einfältiger, närrischer Mann, namens Heribald. Er wurde oft ausgelacht und geneckt. Das hatte ihn widerspenstig gemacht. Auch jetzt trotzte er: «Fliehe, wer will! Ich fliehe nicht. Denn ich habe im letzten Jahr kein Leder zu neuen Schuhen bekommen.» Er blieb also im Kloster und konnte später den Brüdern von dem Überfall erzählen.

Die Hunnen ließen wirklich nicht lange auf sich warten. Eifrig suchten sie in der Wohnung des Abtes, in den Zellen der Brüder und in der Kirche nach Schätzen. Dabei stießen sie auch auf den Narren. Furchtlos stand er in ihrer Mitte. Sie fragten ihn: «Warum bist du nicht geflohen? Wo liegt der Klosterschatz?» Er führte sie zum verborgenen Türchen des Schatzhauses. Sie erbrachen es. Doch waren nur noch einige wertlose vergoldete Leuchter darin. Da verohrfeigten sie ihn. Aber sie töteten ihn nicht. Denn sie hatten gemerkt, daß er nur dumm und nicht böse war.

Der Anführer ließ nun die nahen Wälder absuchen. Er wollte das Versteck des Klosters ausfindig machen. Seine übrigen Leute hausten unterdessen bös im ganzen Kloster herum. Weil sie keine Kostbarkeiten fanden, zerschlugen sie alles in Stücke. Einige bemerkten den glänzenden Hahn auf dem Glockenturm. Sie glaubten, er sei golden. Zwei verwegene Kerle stiegen auf das Turmdach. Sie versuchten mit ihren Lanzen, den Hahn hinunter zu stoßen. Dabei verloren sie das Gleichgewicht und stürzten zu Tode.

Inzwischen hatten einige auf dem Klosterplatz einen Ochsen am Spieß gebraten. Die Mannen machten sich wie hungrige Wölfe darüber her. Jeder hieb mit seinem Säbel ein Stück herunter und zerriß es mit Händen und Zähnen. Sie hatten auch ein Weinfaß aus dem Keller heraufgeholt. Der Wein machte sie übermütig. Sie tanzten wie Narren im Kreise herum und gröhlten.

Die ausgesandten Späher kamen nun zurück. Sie meldeten, im Walde stehe eine starke Burg mit bewaffneten Leuten. Der Platz sei schwer zu erobern. Da fanden die meisten, der Kampf lohne sich nicht. Dafür setzten

sie das Zerstörungswerk fort. Sie errichteten einen Scheiterhaufen zwischen den Türpfosten der Kirche und verbrannten die Leichen der beiden toten Gefährten. Mit wahrer Lust schürten sie das Feuer. Doch gelang es ihnen nicht, die Kirche anzuzünden.

Im Keller lagen noch zwei volle Weinfässer. Einer der Hunnen durchschlug mit seinem Speer einen der Faßreifen. Er wollte den Wein auslaufen lassen. Da rief Heribald: «Laß das sein, guter Mann! Was denkst du? Wir möchten doch auch noch etwas zu trinken haben, wenn ihr weggezogen seid.» Da lachte der Hunne. Er rief seinen Genossen und bat sie, die Fässer des Narren nicht zu berühren.

Endlich hörten die geflohenen Brüder durch Späher, daß die Hunnen über den Rhein abgezogen seien. Erst jetzt wagten sie, zurückzukehren. Sie machten wieder Ordnung in der Kirche, in den Werkstätten und Wohnungen. Nachher luden sie den Bischof ein, daß er alles mit geweihtem Wasser besprenge.

Notker und Wolo

Vor bald tausend Jahren lebte im Kloster St. Gallen unter der Schar der Mönche einer mit Namen Notker Labeo. Er war ein großer Gelehrter, Musiker und Dichter. Labeo hieß er, weil er eine starke Unterlippe trug. Dieser kluge Klosterlehrer besaß auf dem Lande eine verheiratete Schwester, der aber der Mann frühzeitig gestorben war. Zum Unglück für den einzigen Sohn. Wolo starb auch die Mutter, und das Büblein stand nun verwaist im rauhen Leben.

Da beschloß unser Notker, seinen Neffen Wolo zu sich ins Kloster zu nehmen und ihn dort zu erziehen, soweit es seine Zeit und die strenge Klosterregel erlaubten. Erst gefiel es dem Jungen bei seinem Onkel gar nicht übel. Es gab für den aufmerksamen Buben viel Neues zu sehen in den vielen Häusern, Gärten und Stallungen des Klosters. Bald stand er beim Bruder Gärtner, bald beim Bruder Küchenmeister, dann wieder beim Bruder Kellner. Wolo hatte an dem Klostertreiben seine helle Freude. Nur etwas gefiel ihm weniger gut. Er mußte mit einer Schar anderer Knaben täglich zur Schule gehen. Diese Schulbank mit dem vielen Schreiben, Buchstabieren, Rechnen und Auswendiglernen wurde dem jungen Wildfang zum großen Ärgernis. Das Singen hätte ihm noch gefallen. Da half er mit fester Stimme mit. Aber sonst war es für ihn oft nicht zum Aushalten. Einmal probierte er, sich zu drücken. Statt auf die Schiefertafel zu schreiben im düsteren Schulzimmer, zog er es vor, die schönen Gartenbeete zu besehen. Es gab einen ernsten Verweis für dieses Schulschwänzen. Aber es kam wieder vor und immer wieder. Auch derbe Schläge von seinem

Onkel und etwaiges Einsperren in dunkle Zellen halfen nicht viel. Immer mehr drückte sich unser Wolo von der Schule. Er schlich sachte aus der Klosterpforte, wenn der Bruder Pförtner nicht gleich am Tore saß. So verlebte er in Gottes freier Natur in herrlicher Freiheit und Ungebundenheit manchen lieben langen Tag. Bald saß er am Waldbächlein und schaute den Fischen zu. Bald schlich er einem hoppelnden Häslein nach. Dann entdeckte er wieder ein flink turnendes Eichhörnchen. Beim Zunachten allerdings gab es für den kleinen Ausreißer immer eine böse Stunde, das Heimkommen. Harte Strafen harrten seiner. Für Onkel Notker war der unruhige Schwestersohn ein bitteres Kreuz. Fast kein Tag verging, ohne daß er über lose Streiche seines Neffen klagen hörte. Jegliche Strafe schien umsonst zu sein. Was sollte nur noch werden mit dem Buben, der sich nicht fügen wollte! Umsonst suchte der bekümmerte Onkel nach einem Ausweg. In Kummer und Sorgen verzehrte sich der fromme Klosterbruder um Wolo, den er doch so sehr liebte.

Eines Morgens sagte der bekümmerte Onkel zu seinem Schwesterkind: «Lieber Wolo! Diese Nacht hat mir schwer geträumt. Der Teufel ist zu meinem Bett hingetreten und hat mir gesagt: Notker, morgen will ich dir einen schweren Tag machen. Sei bitte so gut, lieber Wolo, und mache heute keine Dummheiten! Geh ordentlich zur Schule und sei lieb!» Wolo versprach seinem Onkel, folgsam zu sein. Notker begleitete den Sorgenbub bis zur Schulstube. Er gab ihm noch einen Kuß auf die Wangen und ging seiner Arbeit nach. Wolo saß in der Schulbank und hörte bald anstatt des Lehrers Stimme das Jubeln der Singvögel draußen auf den Bäumen. Die Langeweile drückte ihn schwer. Er hielt es nicht mehr aus. So war es nicht zum Verwundern, als sich unser kleiner Vagabund zur Zeit der Schulpause unvermerkt wegschlich. Darin hatte er ja nun allmählich eine große Fertigkeit bekommen. Bald war jung Wolo in der Klosterkirche verschwunden. Die Kirchentüre wurde ja nie geschlossen. Unternehmend bestieg er die steile Wendeltreppe, die nicht einmal ein schützendes Geländer besaß. Königlich freute sich der Junge auf den wunderbaren Weitblick vom Turme aus, bevor er noch oben stand. Wie wollte er seine Äuglein weiden lassen an der weiten Welt, die sich nach allen vier Himmelsrichtungen da oben auftat.

Und dann auf einmal geschah es. Bei seinem stürmischen Drängen die Treppe hinan achtet er zu wenig der drohenden Gefahr. Plötzlich glitt sein Fuß. Alsbald folgte ein schrecklicher Sturz in die Tiefe der Kirche, wo das Körperlein auf dem harten Steinboden heftig aufschlug und liegenblieb. Bruder Meßmer (Siegrist), der bald darauf die Kirche zum Elfuhrläuten betrat, sah den Zerschmetterten blutig am Boden liegen. Er rief laut um Hilfe. Der entsetzte Onkel lief herbei und trug sein Unglückskind

laut jammernd von dannen in die stille Zelle. Der arme Wolo kam nicht mehr zur Besinnung, sondern hauchte in den Armen seines treuen Vetters und Pflegers die Seele aus. Bald darauf trugen die Klosterbrüder unter feierlich-ernsten Grabgesängen die Leiche zum Friedhof. Von dem Tage des Unglücks an aber betete Notker sein Vaterunser zweimal, einmal für sich und dann noch einmal für den armen Wolo. H. B.

Mutterliebe

Auf einem kleinen Heimwesen bei Süs im Unterengadin lebte der Bauer Jakob Wohlwend. Seine Frau stammte von Igis, einem Dörfchen zwischen Chur und Landquart. Sie schenkte ihm fünf Kinder. Der Ertrag des Gütchens reichte nun nicht mehr aus, die Familie zu ernähren. Darum entschloß sich Wohlwend, Süs zu verlassen. Er wollte nach der milden und fruchtbaren Heimat seiner Frau übersiedeln.

Aber der Weg vom Unterengadin ins Rheintal hinunter ist weit und beschwerlich. Es ist die mächtige Kette der Silvrettaalpen zu überschreiten. Von Süs aus führt jetzt eine schöne Straße über den Flüelapaß nach Davos hinüber. Früher jedoch waren die beiden Orte nur durch einen rauhen Pfad miteinander verbunden.

An einem Herbsttag des Jahres 1838 brach Wohlwend auf. Er hatte sich Proviant (Mundvorrat, Lebensmittel) und etwas Kleider aufgeschnallt. Seine Frau bemühte sich um die Kinder und nahm von Zeit zu Zeit das jüngste auf den Arm. Wohlgemut stiegen sie die Halden hinauf. Die größern Kinder gingen fröhlich voran. Am Wege gab es allerhand zu sehen. Ziegen weideten links und rechts und kamen neugierig näher.

Weiter oben verschwanden die Bäume. Die Alpweiden begannen. Nun hörten die jungen Wanderer Pfiffe von Murmeltieren. Sie sahen auch einige dieser Tiere. Kleinen Äffchen gleich hockten sie auf den Felsblöcken. Ihre Vorderpfoten bewegten sie, als wären es Hände. Alle freuten sich köstlich darüber.

Ein Wetterumschlag kündete sich an. Besorgt schaute der Vater zu den Bergen hinauf. Von Nordwesten her setzte ein scharfer Wind ein. In den Höhen bildeten sich Nebel. Nach und nach hüllten sich die Gipfel in dichte Wolken. Das Blau des Himmels verschwand.

Schon fielen die ersten Tropfen. Bald mischten sich Schneeflocken in den Regen. Es wurde kälter. Der Regen verwandelte sich rasch zu einem Schneegestöber. Immer stärker brauste der Wind. Immer dichter wirbelte der Schnee zur Erde. Die Kinder schmiegten sich frierend an die Eltern.

Bange Ahnungen quälten die Eltern. Der Vater ließ aber nichts von seiner Angst merken. «Nur rüstig vorwärts!» sagte er. «Bald werden wir